

# Unverkäufliche Leseprobe des Claassen Verlages



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Claassen Verlag

Weitere Infos unter:

<http://www.claassen-verlag.de>



Camille Laurens

*In den Armen der Männer*

Roman

Aus dem Französischen von  
Lis Künzli

Classen

Die Originalausgabe erschien im Jahr 2000 unter dem Titel  
*Dans ces bras-là* im Verlag P.O.L., Paris.

Wir danken für die freundliche Genehmigung  
des Abdrucks einiger Gedichtzeilen aus:

- S. J. Perse, *See-Marken*, Deutsch von Dr. Friedhelm Kemp,  
© Luchterhand Literaturverlag GmbH, München,
- T. S. Eliot, *Werke*, Band 4, Gesammelte Gedichte 1909–1962.  
© Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1988,  
– Guillaume Apollinaire, *Dichtungen*.  
Limes Verlag, Wiesbaden 1952, Deutsch von Max Hölzer.  
© by Limes Verlag, Wiesbaden 1953.

Der Claassen Verlag ist ein Unternehmen der  
Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG.

ISBN 3-546-00272-5

© P.O.L. éditeur, 2000

© der deutschen Ausgabe 2001

Econ Ullstein List GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany.

Satz: Gramma GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media, Pöbneck

»Ich habe angenehme Hände.  
Sie wissen nur zu gut, dass Sie nirgendwo  
als bei mir  
Die Kraft finden, die Ihnen nottut,  
und dass ich der Mann bin.«

PAUL CLAUDEL



Er war es. Mein pochendes Herz konnte mich nicht täuschen. Ich weiß, das ist schwer zu glauben, diese plötzliche Gewissheit, aber so war es.

Ich stand auf, ließ das volle Glas auf dem Tisch zurück, zahlte und folgte ihm. Er ging schnell, so schnell wie ich, es gefiel mir, wie er angezogen war, seine schmalen Hüften, seine schönen Schultern, ich wollte ihn auf keinen Fall verlieren. Zwei oder drei Straßen weiter trat er in einen Hauseingang und verschwand. Bis ich da war und die schwere Tür meinerseits aufstieß, hatte er bereits eine der Wohnungen betreten, aber welche? Im Treppenhaus war nichts zu hören, der Fahrstuhl stand im Erdgeschoss. Wie herausfinden ...

Ich stieg lautlos hinauf, ein Läufer bedeckte die Stufen. Es war ein bürgerliches Gebäude mit drei Stockwerken und zwei Türen auf jeder Etage. Die meisten waren mit einem Kupferschild versehen, einige blieben still, durch andere drang eine Stimme, das Klingeln eines Telefons. Aus Angst, überrascht zu werden, wie ich da reglos auf der Fußmatte stand und schaute, lauschte, ging ich wieder hinunter.

Die Briefkästen gaben wenig Informationen her: Namen, manchmal nicht einmal das. Es waren alte Modelle, durch deren Schlitz man die Hand stecken konnte. Die glänzenden Schilder draußen, in denen ich den verzerrten Widerschein meines Gesichts sah, gaben schon mehr Einzelheiten preis, was aber meine Nachforschungen auch nicht wirklich voranbrachte: Sämtliche Bewohner übten eine medizinische Tätigkeit aus, ein einziger war Prozessanwalt.

Wie herausfinden, wer er war, wer dieser Mann war? Er konnte natürlich Anwalt sein, er sah ganz so aus, auch wenn ich in meinem Leben nur einem einzigen Anwalt begegnet war, ein paar Wochen zuvor, und der hatte mehr Ähnlichkeit mit einem Waffenschieber – oder sagen wir besser, er entsprach genau dem Klischee, wie es sich wohl eine Witwe und eine Waise spontan ausmalen würden.

Aber er konnte genauso gut Arzt sein. Davon gab es einige, ich ließ sie Revue passieren. Auf einmal waren die Namen nicht mehr willkürlich, sondern nahmen Symbolcharakter an, und ich versuchte, eine Bedeutung in ihnen zu lesen wie in einem unbekanntem Gesicht.

Wie aufgrund einer dieser geheimnisvollen Beziehungen zwischen Orten und Personen hatten in dem Gebäude aus der III. Republik alle Bewohner Vornamen von früher, altmodische Familiennamen: Raymond Lecointre, Raoul Dulac, Paulette Mézières, Armand Dhomb – ach nein, nein, ich habe mich verlesen: nicht Armand, Amand, Amand Dhombre, Kinderarzt, mit Abschluss der Pariser Fakultät. Amand, ja, ich phantasie nicht, das gibt es, das steht in den Vornamen-Lexika, es ist die männliche Form von Amandine, aus dem Lateinischen *amandus*, »für die Liebe auserwählt«, der berühmteste Amand war ein Mönch, der sich um das Jahr 680 herum der Evangelisa-

tion Galliens widmete, wie ich es dem Nachschlagewerk entnahm, zu dem ich noch am selben Abend griff. »Für die Liebe auserwählt«, das könnte er sein, das käme wunderbar hin: Es gibt solche Zufälle; in einem Roman würden sie peinlich wirken, aber im wirklichen Leben gehorchen sie einer Notwendigkeit, über die sich niemand wundert. Amand Dhombre: Das musste er sein, für die Liebe bestimmt und von mir erwählt unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, Dhombre, der Schatten, Amand Dhombre, der Schattengeliebte, den ich so schnell wie möglich aus seinem Schattendasein herausführen will, ins Licht, in die Sonne.

Aus lauter Pflichtbewusstsein warf ich trotzdem einen Blick auf die anderen: Blieben noch Roger Bosc, Masseur-Heilgymnast, posttraumatische Rehabilitation, und auf demselben obersten Stockwerk Abel Weil, Psychoanalytiker, Ehetherapie – beide waren sie auf dasselbe Fach spezialisiert. Ich hielt mich nicht länger damit auf, denn da ich dicht hinter ihm die Eingangshalle betreten hatte, meine ich doch, ich hätte hören müssen, wie sich ein Schlüssel im Schloss drehte, eine Tür auf- oder zuging, wäre er bis in den dritten Stock hinaufgestiegen. Ich hielt mich also an mein erstes intuitives Gefühl (1. Stock rechts) und schrieb die Telefonnummer auf (meine ältere Tochter hatte in letzter Zeit eine Erkältung verschleppt).

Genau in diesem Augenblick öffnete sich die Eingangstür und entließ eine Kampferwolke, gefolgt von einer alten Frau, die mich misstrauisch musterte – was tat ich hier? Ich senkte die Augen auf mein Notizbuch – die Concierge? –, dann sah ich zu, wie sie sich entfernte, den Gehsteig entlangglitt mit dieser fließenden Bewegung von Leuten, die zu Hause stets Filzpantoffeln tragen, und bis zur Ecke der Avenue vordrang – werde ich eines Tages auch so sein, so langsam? –, bevor mir in nicht viel

schnellerem Tempo klar wurde, dass sie ja auch nur ein Kunde sein konnte, ein Patient, und ich starrte mit dumpfem Blick auf mein Heft – was tat ich da eigentlich?

Ich wartete. Ich wartete darauf, dass er wiederkam, wieder auftauchte; ich konnte nicht weggehen, ich hatte Angst, dass alles zusammenbrach, dass es von weitem betrachtet nach gar nichts mehr aussah, dass nichts gewesen war. Ich wollte ihn wiedersehen, wollte, dass es wahr wäre, dass der Schatten Gestalt annähme. Aber es gab in der Straße weder ein Café oder Schaufenster, um das Warten abzukürzen, noch eine Bushaltestelle, um es zu legitimieren, es errichtete mit meiner ergebenen Person am Fuß des Gebäudes sein Standbild, als hätte man für einen Moment eine der Nymphen auf den Gehsteig gestellt, wie sie oft in den Höfen herumstehen und das Wasser der Brunnen beweinen ... Andere hätten anders gehandelt, die Wartezimmer inspiziert, die Arzthelferinnen ausgefragt, einen Notfall vorgetäuscht. Ich war unfähig dazu. Ich konnte weder aufgeben noch handeln, nur warten – aber auf jemanden zu warten, ist das nicht ein Mittel, bei ihm zu sein?

Er kam nicht. Ich wartete fast eine Stunde, aufgewühlt und steif. Er fehlte mir. Mehrere Leute traten heraus, nie war er es. Ich schloss daraus, dass er kein Kunde war, dass er da arbeitete, ich wusste also, wo ich ihn wiederfinden konnte. Schließlich ging ich, denn es war bald vier Uhr, und ich hatte einen Termin mit meinem Verleger. Und wenn es jemanden gibt, der es hasst, zu spät zu kommen, atemlos, mit klopfendem Herzen auf die eigene Dummheit hinweisend, dann bin ich es.

Dies sollte ein Buch über die Männer werden, über die Liebe der Männer: Als geliebte Objekte, liebende Subjekte, werden sie Objekt und Subjekt dieses Buches zugleich sein. Die Männer im Allgemeinen, alle – jene, die da sind, ohne dass man je mehr von ihnen kennt als das Geschlecht, Männer eben, das ist schon alles, was man über sie sagen kann –, und die Männer im Besonderen, ein paar von ihnen. Es soll ein Buch über die Männer einer Frau werden, vom ersten bis zum letzten – Vater, Großvater, Sohn, Bruder, Freund, Geliebter, Ehemann, Chef, Kollege ..., in der Ordnung oder Unordnung ihres Erscheinens in ihrem Leben, jener geheimnisvollen Bewegung des Daseins und des Vergessens, mit der sie sich in ihren Augen verändern, weggehen, wiederkommen, bleiben, entstehen. So wird die Form des Buchs unzusammenhängend sein, um im Laufe der Seiten dieses Spiel vom Kommen und Gehen nachzuahmen, die Fortschritte, die Brüche, die das Band zwischen ihr und ihnen knüpfen und lösen: Die Männer treten auf und ab wie im Theater, einige werden nur eine Szene haben, andere mehrere, es kommt ihnen mehr oder weniger Bedeutung

zu, ganz wie im Leben, mehr oder weniger Platz, ganz wie in der Erinnerung.

Ich werde nicht die Frau des Buchs sein. Es geht um einen Roman, eine Figur, die nur im Licht der ihr begegnenden Männer Gestalt annimmt, ihre Umrisse werden nach und nach deutlich, so wie auf einem Dia, dessen Bild nur sichtbar wird, wenn man es gegen das Licht hält. Die Männer werden dieses Licht sein um sie herum, das sie sichtbar macht, sie vielleicht zum Leben erweckt.

Ich weiß, was Sie nun sagen werden: Und die Frauen? Die anderen Frauen? Die Mutter, die Schwester, die Freundin ... Haben die nicht genauso viel Gewicht im Leben, wenn nicht sogar mehr? Zählen sie denn gar nicht?

Sie zählen nicht. Nicht in dieser Geschichte. Oder nur sehr wenig. Ich werde dieser Figur einen bestimmten Charakterzug leihen (den ich von meiner Mutter habe): dass sie sich während all dieser Jahre ausschließlich für Männer interessiert hat – sich für nichts anderes zu interessieren wusste.

So ist das nun mal. Das mag ein Fehler sein, wenn Sie meinen. Mangelnde Aufmerksamkeit, ein geistiges Defizit. Seit jeher sieht sie nur Männer, nichts anderes. Keine Landschaften, keine Tiere, keine Gegenstände. Kinder, wenn sie deren Vater liebt. Frauen, wenn sie über Männer sprechen. Jedes andere Gespräch langweilt, sie verliert damit nur ihre Zeit. Sie kann die schönsten Länder der Welt bereisen, sich die Pampa, die Wüsten, die Museen, die Kirchen ansehen, all diese Reisen scheinen ihr reizlos, solange nicht, und sei es nur als Reflex, als Trugbild, als chinesisches Schattenbild die Spur eines Tuareg, eines Gaucho, eines Christus auftaucht. Ihre Geografie ist menschlich, streng menschlich. Es würde ihr nie einfallen, einen Kilometer zurückzulegen, um allein einen

Sonnenaufgang zu betrachten, einen Felsen, die Konturen des Montblanc in der Ferne – sie sieht nicht, was daran interessant sein soll, sie kommt sich tot vor. Sie kam halb wahnsinnig aus dem Film von Cukor, *Die Frauen*, in dem nur Frauen mitspielen und manchmal eine von ihnen den Kopf zur Tür dreht und ausruft: »Ach, sieh mal, da ist John« (oder Mark, oder Philip), dieser aber nie ins Blickfeld tritt: kein einziger männlicher Körper, nicht einmal eine Stimme – unerträglich. Sie hasst aber auch Kriegsfilm, die Geschichten von männlichen U-Bootbesatzungen und Männerfreundschaften, wo die Frauen nur als Fotografie in einer Brieftasche und als rührende Erinnerung kurz vor dem Tod in Erscheinung treten. Das leidenschaftliche Interesse, das sie den Männern entgegenbringt, das müssen diese schon erwidern. Sie mag Männer, die an Frauen denken. Sobald sie irgendwo hinkommt, wohin auch immer, schaut sie, ob Männer da sind. Das ist ein Reflex, ein Automatismus, so wie andere den Wetterbericht hören: eine Art, die nahe Zukunft vorwegzunehmen, zu erfahren, wie das Wetter wird. Die Anziehung ist nicht in erster Linie körperlich, auf jeden Fall nicht unbedingt, auch wenn sie es oft wird. Sie hat keinen bestimmten Typ, keine bestimmte Schwäche, blond, braun, groß, schlank, stämmig, zart – sie hat natürlich ihre Vorlieben, aber kein System. Als Erstes zählt der Mann weniger als charakteristisches Individuum denn durch seine Gegenwart; es geht um eine allgemeine Gegebenheit, derer sich das Auge rasch vergewissert, um das Herz zu beruhigen: Es sind Männer da.

Sie geht nicht auf sie zu, jedenfalls nicht so, wie man es sich vielleicht denkt. Sie stürzt sich nicht auf sie, um sie sich zu krallen, sie in Beschlag zu nehmen, mit ihnen zu reden. Sie schaut sie an. Nimmt ihr Bild in sich auf wie ein See den Widerschein des Himmels. Hält sie auf Dis-

tanz, damit sie sie studieren kann. So bleiben die Männer erst einmal lange, ihr gegenüber. Sie schaut sie an, betrachtet sie, versenkt sich in ihren Anblick. Sie sieht sie immer wie die Reisenden, die ihr im Zug gegenüber sitzen; eine Sitzordnung, die heute nur noch selten möglich ist: nicht neben ihr, in derselben Richtung, sondern gegenüber, auf der anderen Seite des Ablagetisches, auf dem das Buch liegt, das sie schreibt. Sie sind da. Sie sind das andere Geschlecht.

Ich werde also auch diese Figur sein, das kann man sich denken, denn ich schreibe ja, ich bin es, die zwischen uns diese Blätter streut, auf denen ich von ihnen spreche. Schwierig, sich da ganz herauszuhalten. Aber die Frage nach der Wahrheit stellt sich nicht. Es wird weder um meinen Vater noch um meinen Mann noch um sonst jemanden gehen; das sollte klar sein. Es wird eine Art doppeltes Phantasiegebilde, eine reziproke Schöpfung: Ich werde schreiben, was ich von ihnen wahrnehme, und Sie werden lesen, was sie aus mir machen – zu was für einer Frau ich werde, wenn ich dieses Inventar erfinde: die Männer meines Lebens. Das Klischee muss wortwörtlich genommen werden: die Männer meines Lebens, wie ich sagen würde: die Schläge meines Herzens.

Ja, damit ist das Projekt am besten definiert. Es wird nach einem großen Ball sein, auf dem ich, von einem Arm zum anderen wechselnd, trotz meines Taumels die Tanzkarte ordentlich geführt habe. Und im Laufe der Seiten, Tänze und Namen wird man natürlich das unregelmäßige Auf und Ab der Tänzer, der Kavaliere, verfolgen können, ihre Eigenheiten, ihre Art, aber vor allem, durch die Bewegung des Wirbels gekennzeichnet, wie sie von einem zum andern geht, genommen wird, losgelassen, erneut genommen, umarmt wird, mit klopfendem Herzen,

die verschwommene und ruhelose Gestalt der Tänzerin selbst, aus der Kavalierspersione.

Tanzkarte. So soll der Titel heißen.



Das hätte ich eigentlich meinem Verleger gerne gesagt. Natürlich tat ich nichts dergleichen: Schreiben ist alles, was ich erhoffen darf. Er trug ein weißes Hemd ohne Krawatte, war braun gebrannt. Er fragte mich, wie es mir gehe, es ging mir gut, was ich in letzter Zeit im Kino gesehen, was ich gelesen habe. Ich nannte ihm ein paar Filme, einen vor allem, der mich beeindruckt hatte, er fragte mich warum, was mir daran gefallen habe, ich erklärte ihm, das sei ein guter Film, außerordentlich gut sogar, und da er mich mit einem Ausdruck tiefen Interesses ansah, fügte ich hinzu, wie sehr ich ihn mochte, wirklich, er müsse ihn sehen, er sei gut. Er sagte mir, er habe ihn gesehen, ihm habe aber der Letzte besser gefallen, die Anspielungen auf Hitchcock seien doch etwas schwerfällig, dieses permanente Zurückgreifen auf die Ellipse beeinträchtigt das Vergnügen zum Teil, das man bei Schwarzweiß habe, es würde zudem in den letzten zehn Jahren allen Saucen beigemischt, und Kadoshki sei dasselbe Thema 1965 doch unendlich viel besser angegangen, nicht? Ja, schon möglich, ich habe ihn nicht gesehen, sagte ich und goss mir noch mal Tee ein – das Kännchen war leer, meine Tasse auch, ich trank trotzdem, während ich den Zucker zwischen Daumen und Zeigefinger zerbröselte, er hatte natürlich nicht Unrecht, aber trotzdem – ich behielt die Tasse an meinen Lippen –, er ist trotzdem sehenswert. Er fragte mich, ob ich noch einen mochte, ich sagte nein danke. Ob ich schreibe, ob ich etwas ange-

fangen habe, ob ich mit ihm darüber sprechen wolle? Ja, das heißt, nein, ich ... Der Kellner wollte kassieren, er zückte sein Portemonnaie, ich das meine, aber nein, lassen Sie nur, na dann, vielen Dank.

Logischerweise müsste das Buch mit dem Vater beginnen. Es gibt immer viel zu sagen über den Mann, der einen gezeugt hat, damit fängt die Geschichte an. Ich war allerdings versucht, den Verleger zuerst auftreten zu lassen, denn ich schrieb ja nicht mein Leben, sondern einen Roman (mein Leben als solches, das schrieb sich ohne mich, das wusste ich, auch wenn ich entschlossen war, ihm eine persönliche Bewegung zu verleihen, ihm den Takt anzugeben, sonst würde ich leblos sterben). So nahm ich, kaum wieder zu Hause, nicht ohne vorher einen Termin beim Kinderarzt gemacht zu haben, mein Balltagebuch in Angriff – erste Runde, Walzer im Zweivierteltakt.

## DER VERLEGER

Als er zum ersten Mal anruft, ist es Sonntag. Auf ihrer Uhr ist es zehn, für ihn Mittag. Er hat soeben ihren Roman gelesen, sie schläft mit geschlossenen Fäusten, ganz nackt, so heiß ist es. Sie hört das dritte oder vierte Klingeln, rennt die Treppe hinunter, nimmt ab.

Er hat sich gedacht, dass sie eine Frau ist, er sagt es ihr gleich, er war sich sicher, trotz des Vornamens.

Er ruft an, um zu sagen, dass er sich verliebt hat. Er besitzt diesen Mut. Ist es viel leichter, da es sich um ein Buch handelt? Sie weiß es nicht, das ist nicht sicher: Man muss die Worte finden, das Geständnis ablegen: Liebe.

Er ruft nicht aus beruflichen Gründen an, er arbeitet nicht: Es ist Sonntag.

Er ruft aus Liebe an, er hat plötzlich Lust, es zu sagen: Er liebt ihre Wörter, ihre Stimme, was sie ihm geben, mitteilen wollte, er liebt.

Sie hat keine Ahnung von ihm, kann sich kein Bild machen. Aber sie mag seine Stimme, und außerdem ist er ein Mann. Der Verleger ist ein Mann, das versteht sich von selbst, das Gegenteil wäre unvorstellbar. Wozu diente das

Schreiben, was für einen Sinn hätte diese Geste, wenn nicht ein Mann sie anerkannte, ihr dafür dankte?

Er ruft von der anderen Seite des Ozeans an, schlägt ihr vor, ihn irgendwann in diesem Sommer zu treffen, wann immer sie will, er erwartet sie.

Sie bleibt lange nackt in der Sonne, macht Luftsprünge. Es ist so schön, geliebt zu werden.

Die Szene nimmt sehr bald die Dimension des ersten Mals an. Sie geht unter ihrem Datum in die Mythologie ein, zu der das Leben tendiert, sobald es erzählt wird: Es ist der Anruf vom 17. Juni.

## DER VATER

Als der Vater sie zum ersten Mal auf den Arm nimmt, ist er bereits Vater, er kennt das schon. Was ist es, fragt die Mutter hinter ihrer Maske, durch die sie noch ein wenig Sauerstoff atmen muss. Es ist ein Mädchen.

Als er sie zum ersten Mal beim Namen ruft, zögert er einen Moment. Er hatte Jean vorgesehen, Jean wie sein Vater, und Pierre, wie er: Jean-Pierre. Die tote Vorstellung muss umgetauft, dem Körper ein Name gegeben werden.

Er nennt sie Camille. Die Mutter hat eine leichte post-natale Unpässlichkeit, unbedenklich. Nichts Schlimmes, sagt die Hebamme.

Der Vater legt Camille in ihre Wiege. Er geht durch die Straßen, es ist der 10. November. So ist er also zweifacher Vater. Vater zweier Mädchen.

Das Ältere heißt Claude.

Ein Jahr später ruft der Vater an. Es ist ein Mädchen. Er hat drei Mädchen.

Er ruft von jenseits des Traumes an, vom fernen Ufer seines Wunsches. Er geht nicht, es sich anzusehen. Er kennt das schon.

Es ist ein Mädchen, das schlecht Luft bekommt, es ist blau. Es stirbt am nächsten Tag, der Vater sieht es erst, als es tot ist.

Sie wird Pierette genannt. Nach Pierre, dem Vater. Sie ist die Tochter des dreifachen Vaters.

Claude und Camille sind bei ihren Großeltern. Der Vater holt sie ab – Claude? Camille? –, sie kommen. Camille winkt in der Sonne – Papa. Es ist so schön, zu lieben.

– Haben Sie Kinder?

– Nein, antwortet der Vater, ich habe zwei Töchter.

Amand Dhombre war ein reizender Mann, herzlich, zugänglich, meine Tochter lachte laut auf, als er ihr vorschlug, sie mit winzigen sterilen Nadeln in einen Igel zu verwandeln – er hatte ein Diplom als Akupunkteur, kurz, ein klasse Typ. Monsieur Dhombre senior war in Korea oder Vietnam dabei gewesen und hatte seine Nachkommenschaft vor dem Napalm gerettet, so wenigstens malte ich mir die Liebesgeschichte aus, die unversehens die meine ersetzte, während ich mich, in einer Ecke auf einen Stuhl gedrückt, dem Gesetz der Wirklichkeit unterwarf: Er war ein Asiate von ungefähr 1 m 63 und 45 kg, dessen Lächeln das geheimnisvolle Gesicht des am Tag zuvor entdeckten Unbekannten in keiner Weise ersetzen konnte, den ich nun wohl vergessen musste, so dachte ich, wie alles andere, wie man vergisst, dass man atmet oder einen Himmel über dem Kopf hat. Doch als ich beim Hinausgehen aufgelöst und traurig die Augen mechanisch auf den oberen Treppenabsatz richtete, erkannte ich im dritten Stock, wo jemand mit einem Schlüssel hantierte, das Tweedjackett, dessen tadelloser Schnitt mir nun in der Öffnung der

schalldichten Tür auffiel, an der mich Abel Weil zu meinem ersten psychotherapeutischen Gespräch empfangen würde – das ich selbstverständlich in die Wege leiten musste, denn genau er war es.

Dies Vorhaben war vielleicht etwas verrückt, bot aber auch die Gelegenheit, eine Herausforderung anzunehmen: einen Mann zu verführen, ohne wie gewöhnlich alles vor ihm zu verheimlichen, zumindest das Wesentliche vor ihm zu verbergen, sondern im Gegenteil, ihm alles zu sagen, zumindest das Wesentliche – was von beiden gewusst werden muss, was genügt, um geliebt oder nicht geliebt zu werden.

Bestimmt hätte ich es mit einigem Aufwand bewerkstelligen können, ihn woanders zu treffen als in seiner Praxis, mich seinen Bekannten, seinen Freunden, seiner Familie zu nähern, in seinem Kreis zu verkehren, bis ich eines Tages neben ihm am Tisch gesessen hätte, um ihn zu fragen, was er von Beruf sei und ob er mir davon erzählen möchte, wie spannend das sein muss, die Psychoanalyse, die Mäander der menschlichen Seele, aber bestimmt auch hart gelegentlich, haben Sie nicht manchmal Lust, etwas anderes zu tun?

Aber solche Schliche sagten mir nicht zu, auch nicht die Geduld, die dazugehört. Dass er Psychoanalytiker war, schien mir übrigens nicht nur günstig, um ihn

schnell zu treffen, indem ich einen Termin vereinbarte, sondern darüber hinaus ein Mittel, endlich herauszufinden, was es mit der Liebe auf sich hatte, was ich von der Liebe der Männer erwartete, worauf ich wartete. Dieser Blitzschlag, der mich auf der Terrasse eines Cafés traf, kam mir im Grunde gerade recht, es war ein Zeichen des Himmels, dieser Pfeil, der sich bei seinem bloßen Anblick in mich bohrte wie ein Schrei, diese Wunde, die die beiden Ränder des Schweigens wieder auseinander riss, dieser dem stummen Herzen, dem schweigenden Körper zugefügte Stich, durch einen Mann ausgerechnet, der alles hören konnte. Es kam mir absurd vor, bei ihm vorzugehen wie immer, mit ihm musste ich es anstellen wie niemals zuvor.

Ich behaupte ja nicht, dass meinerseits nicht die geringste Strategie vorlag. Wenn ich nach den Gepflogenheiten einer gewöhnlichen Therapie begonnen habe, indem ich von meinem Mann erzählte, von uns als Paar, wie man sagt, dann, weil ich Angst davor hatte, durchschaut und nach Hause geschickt zu werden, und dass alles aus gewesen wäre. In der Folge griff ich auch zu den üblichen Waffen der Eifersucht, der Koketterie, der Verführung. Aber eigentlich nur selten. Natürlich wollte ich, dass er mich schön fand und machte mich schön für unsere Termine. Dies aber war nicht meine vordringlichste Sorge: Ich wollte in erster Linie, dass er mich kannte, dass er wusste, mit wem er es zu tun hatte, und mich, in diesem Wissen, liebte. Ich wollte wissen, ob man mich auch lieben konnte ohne Geheimnis – in der Nacktheit meines Schmerzes, in meinem ganzen Elend. Lange bettelte ich, die Hand hingestreckt, um eine milde Gabe, um Liebe bei denen, die mir Gehör schenken wollten. Nun hatte ich jemanden zum Sprechen gefunden. Und das war er.

Damit man mich recht versteht: Ich habe mich nicht in meinen Analytiker verliebt – eine solche Banalität nach so vielen anderen wäre für mich inakzeptabel gewesen, damals hätte ich das nicht ertragen. Nein, ich hatte mich in einen Unbekannten verguckt, der, wie sich herausstellte, ganz zufälligerweise Psychoanalytiker war: Das ist nicht dasselbe, auch wenn ich in diesem Zufall eine Chance erblickte, ein Versprechen für die Zukunft – einen glücklichen Zufall eben. Das war es umso mehr, als ich gleichzeitig mit meiner Scheidung auch mein Buch in Angriff nahm; ich dachte, die Worte, die so lange ein Schatten-dasein führten, könnten mir zur rechten Zeit sowohl das eine wie das andere erleichtern. Es lag eine gewisse Ironie darin, dass er auf Egetherapie spezialisiert war, da ich fest entschlossen war, meinen Mann von dem Unternehmen fern zu halten – und aus guten Gründen –, aber auf der anderen Seite erlaubte mir das, sogleich zum Kern der Sache zu kommen, zur Liebe. Abel Weil war also der ideale Mann, ideal in jederlei Hinsicht. Darüber hinaus empfand ich, als er mir gegenüber neben einem kleinen Diwan aus grauem Samt Platz nahm, seine langen Beine elegant übereinander schlug und zu mir sagte: »Ich höre«, stärker denn je die Gewissheit, die ich eine Woche zuvor im Café gefühlt hatte, wo er mir aufgefallen war. Und es war – in der gleichzeitig trivialen wie leidenschaftlichen, pragmatischen wie possessiven Bedeutung der Formel – genau so, als hätte er zu mir gesagt, mit demselben verliebten Ernst und demselben spöttischen Witz, während mir Bruchstücke des Lieds in den Kopf kamen, es war genauso, als hätte er zu mir gesagt: »Ich bin Ihr Mann.«

Von da an gab es für mich monatelang nur noch zwei Anker in einer Zeit des Dahintreibens: mein Buch und unsere Termine, das Schreiben in der Einsamkeit der Erinnerung und die Worte im Monolog unserer Begegnun-

gen. Und es gab auch nur noch zwei Sorten Männer: jene, von denen ich sprach, deren Geschichte ich durch mich wieder aufleben ließ, und jenen, mit dem ich sprach, von dem ich erwartete, dass er der Geschichte eine Fortsetzung gab, oder, vielleicht, mich wieder zum Leben erweckte. Ja, es gab auf der Welt nur noch zwei Sorten Männer: die anderen und ihn ...

## MIT IHM ALLEIN

Ich weiß nicht recht, wie ich es sagen soll, ich hatte nicht vor, so schnell hier vor Ihnen zu sitzen, ich habe einen Termin vereinbart ohne nachzudenken, eigentlich möchte ich, dass niemand davon erfährt, dass meine Kinder nichts wissen, dass meine Eltern nichts wissen, was geht sie das überhaupt an – *geht Sie das etwas an, sehen Sie mich an, antworten Sie mir, interessiert Sie das, interessiere ich Sie?* Am Anfang war es gut, natürlich, am Anfang ... Ich werde lauter Allgemeinplätze erzählen, Sachen, die Sie jeden Tag zu Ohren bekommen, die Sie kennen, Banalitäten von Anfang bis Ende, Geschichten, die in allen Büchern zu finden sind, in Zeitschriften, Schlagern, Romanen, Zeitungen, ich bin Dokumentarin, ich lese alles, ich lese die ganze Zeit, in der übrigen Zeit schreibe ich, Sie können mir also glauben, dass ich Bescheid weiß, dass ich weiß, wie dumm das ist – unsäglich dumm und ewig dasselbe. Der Ehemann, der Geliebte, der Ex, alle Exmänner, der Vater, der Kumpel, der Freund, ich kenne sie, alle diese Kategorien, alles, was zu dem Thema geschrieben wird, die unterschiedlichen Stile, Typen, die ganze Typologie: der Vorsichtige, der Häusliche, der Distanzierte, der

Schüchterne, der Gestresste, der Misstrauische, der Gewalttätige, der Zärtliche, der Deprimierte, der Leidenschaftliche, der Untreue, ich bin nicht die Erste, das ist sicher, ich bin nicht die Einzige, schon das allein ist unerträglich, diese Wiederholung, diese Leier, diese Banalität, tausendfach ausgesprochen, tausend Mal gehört: Ich liebe ihn, ich habe ihn geliebt, ich liebe ihn nicht mehr, diesen Typen, diesen Kerl, liebe ich ihn noch, diesen Mann, diesen Typen da, meinen Kerl, mit ihm war es gut, am Anfang war es gut, es war phantastisch, formidabel – das kann man auch über Bücher sagen, über Leute, von Augenblicken, Reisen: ein formidables Buch, ein formidabler Vater, formidable Ferien – das Wort hat keinen Sinn mehr, nicht mehr den ursprünglichen Sinn, als es etwas bezeichnete, was große Angst einflößt, ein Grausen, ein Staunen, ein Schreckensschauder – und doch, genauso ist es, man kann es so sagen: Ich hatte eine formidable Vergangenheit. Darum bin ich hier und rede mit Ihnen – *hören Sie mir zu, folgen Sie mir noch?* Ist es nicht immer und ewig dasselbe, geradezu erschreckend gleich, eine Angst, die sich mit der Zeit einstellt, Panik vor dem Verschwinden, der Zerstörung, der Auflösung. Bleibt nach einer Weile noch etwas anderes als diese Angst, die mich herführt: ein entsetzlicher Verschleiß, eine Form der Abnutzung? *Wissen Sie es, können Sie mir antworten, Sie sind ein Fachmann, was für eine Art Mensch sind Sie: ein Fachmann, ein Passionierter, ein Dilettant, ein Don Juan, ein Experte, ein toller Hecht, der ideale Vater, ein Stubenhocker, ein Karrierist, ein übler Geschäftemacher, ein armer Kerl, ein guter Typ, ein formidabler Mann?*

Ich weiß nicht, ich weiß es nicht mehr, ich will gerne darüber sprechen, ja, die Wörter im Mund ausprobieren und für einmal nicht auf dem weißen Blatt – ich schreibe, aus Gewohnheit, ich schreibe über die Männer, ein

Buch über die Typen, »und Ihr Buch über die Männer, geht es voran?«, was für ein anderes Thema lohnt sich, ich frage Sie, das ist alles, was ich persönlich wahrnehme, alles, was mich angeht. Oh, der erste Blick, der allererste, ich erinnere mich noch, als wäre es gestern gewesen, vor fünfzehn Jahren, ich bin seit fünfzehn Jahren verheiratet, bald sind es fünfzehn Jahre. Ruinen, nichts als Ruinen, unter denen sich die ursprüngliche Architektur noch erahnen lässt, ein Denkmal der Liebe, von dem nur der Sockel übrig ist, nichts mehr darüber, kein Relief mehr, nichts mehr als die Spur eines schönen Fundaments am Boden – am Boden, alles am Boden, vielleicht sollte es unter den Boden, begraben, verschwiegen werden. Aber ja, ja, am Anfang – muss man es wirklich sagen, ist es der Mühe wert? –, am Anfang war es gut, als wir uns kennen lernten, war es phantastisch, formidabel.

## DER EHEMANN

Sie kennt ihn noch kaum eine Minute, da gehen sie ganz nah aufeinander zu – vielleicht hat er »Guten Tag« gesagt, irgendwer hat sie einander vorgestellt auf dieser Party an jenem Samstag in Paris. Sie verharren ein paar Sekunden reglos und stumm, lächelnd, dann wirft sie sich ihm entgegen, ihm um den Hals, schließt die Augen; er nimmt sie, der Körper ist warm unter seinen Händen, er gehört ihr.

Sie sprechen erst Stunden später, in einem Zimmer dieser Wohnung, wo sie beide noch nie gewesen sind, sie sagen sich ihre Namen.

Es ist der Name, den sie jetzt trägt.

Eine Begegnung wie diese bildet für sie den Gipfel der Vollendung. Es gibt keine Wörter, man entgeht dem Lärm der Lügen. Liebe ist, wenn man nichts sagt – was lässt sich schon Lohnenswertes sagen?

Als er kommt, eine gute Weile nach ihr, stößt er den Schrei eines Wildtiers aus (zum Glück hat der Abend sei-

nen Höhepunkt erreicht), er schreit, als würde er sterben. Er hat sie nicht gefragt, ob sie die Pille nimmt, nichts: Der Augenblick birgt die Vergangenheit und die Zukunft in sich, ein unteilbares Los, man kann es ergreifen oder es lassen.

Eine Woche später hängt das Aufgebot aus. Sie heiraten in Anwesenheit zweier Zeugen auf einem öden Standesamt. Die Eltern werden nicht benachrichtigt.

Einen Monat später ruft sie ihren Vater an und erzählt ihm auf Umwegen, dass sie verheiratet ist. »Gegen wen?«, fragt er.

Gegen ihn. Ja, ganz genau, gegen ihn.

## MIT IHM ALLEIN

Warum es am Anfang gut war? Weil wir die Wörter umgangen haben, weil wir uns alles erspart haben, was man im Allgemeinen in solchen Situationen sagt. Jedes Wort ist zu viel, wenn die Lust da ist, sprechen macht sie übrigens zunichte – es gibt keine Wörter, um der Lust Ausdruck zu verleihen, kein gemeines Wort, das sie nicht verfälschen, maskieren, besänftigen oder zerstören würde. Die gesprochene Sprache ist kein geeignetes Mittel, um sich der Lust anzunähern – ich meine damit die mündliche Sprache, die losen Wörter. Das Gedicht hingegen schmiegt sich dem Körper an, das Gedicht ist nah der Stimme, der Haut. Aber alles andere, nein, wirklich: eine schämliche Manipulation, ein übler Schwindel. Haben Sie noch nie voller Mitleid eine dieser Szenen im Restaurant beobachtet: Ein Paar am Nebentisch, ein Paar, das gerade entsteht? »Was nehmen Sie? Dieses Kleid steht Ihnen hervorragend. Haben Sie den letzten Modiano gelesen? Ohne angeben zu wollen, ich glaube, in meinem Fach bin ich der Beste. Kennen Sie die Seychellen? Paradiesisch. Dieser Sancerre schmeckt nach Korken, ich will den Chef sprechen.«

Es liegt eine seltene Obszönität darin, sich mit wachsender Lust in der Öffentlichkeit zu zeigen, nach dem Kellner zu rufen, die Speisekarte zu lesen, den Wein zu kosten, von sich zu sprechen, überhaupt zu sprechen. Sich zu zeigen, dem anderen zu zeigen, wer man ist: abscheulicher Köder! Kann man sich zeigen, ohne nackt zu sein? Im siebzehnten Jahrhundert verwendete man einen besonderen Begriff, um dieses Tändeln zu bezeichnen, dieses Unterfangen, durch Unterhaltung zu verführen; statt »den Hof machen« sagte man: »Liebe machen«. »Und Sie werden vor dem Vater Liebe machen«, kann man bei Racine lesen. Das spricht Bände über die wahre Natur der Galanterie, über diesen wüsten Wortschwall, der den Körper ersetzen und ihn schließlich gefügig machen soll, dieses Stricken von Komplimenten und Albernheiten, dieses Gespinnst von dummem Zeug, dazu bestimmt, die Liebe herzustellen, ihr in der mit dem Gesetz, den Gebräuchen konformen Sprache eine Existenz zu verschaffen, als könnte man Liebe anders machen als indem man Liebe macht.

Diese Machtdemonstration, das eitle, weitschweifende Umwerben – ich kann verführen, ich kann glänzen, ich kann bezahlen: ich kann –, ich ertrage sie schlecht bei den Männern, auch wenn ich das Eingeständnis von Ohnmacht, das sie offenbart, gelegentlich mit Liebe erwidert habe, ja, es ist mir schon passiert, gerührt zu sein – nicht durch die Worte des Verehrers selbst, sondern durch die Hilflosigkeit einer steifen Sprache, zu der das schüchterne Fleisch Zuflucht nimmt, mit zögernden Händen, mit heiserer Bauchstimme. Und wenn er sein Ziel erreichte, dann immer trotz seiner Mittel.

Die Liebe ist keine soziale Beziehung. Sie lässt sich nicht aussprechen, sie gehört zu den Dingen, die sich nicht aus-

sprechen lassen. Die Liebe vermittelt sich nur in der Stille oder durch den Schrei, in der Einsamkeit der Körper, sie hat nie ein Gesetz anerkannt. Der Vater muss aus der Liebe verjagt werden.

Sie sagen nichts.

Sie könnten sagen: Die Heirat ist ein soziales Phänomen.

Es stimmt, ich habe ihn geheiratet. Wollte ich mich von der Schamlosigkeit der ersten Begegnung, der ursprünglichen Sünde gleich wieder loskaufen, das rohe, animalische Aufeinandertreffen zweier Körper in den sozialen Körper zurückführen, die Nacktheit der reinen Einwilligung mit einem reumütigen Ja bedecken? Wurde ich von meiner hugenottischen Moral eingeholt? – Ich bin protestantisch, mein Vater ist protestantisch.

Schon möglich.

Aber vielleicht habe ich auch gedacht, man dürfe einen solchen Mann nicht aufs offene Meer hinaustreiben lassen – einen Mann wie für mich geschaffen, einer, der Sie in den Arm nimmt, wie der Matrose den Horizont umarmt.

## INHALT

Der Verleger .....	17
Der Vater .....	19
Mit ihm allein .....	27
Der Ehemann .....	30
Mit ihm allein .....	32
Der Vater .....	35
Mit ihm allein .....	37
Der Vater .....	39
André .....	41
Mit ihm allein .....	44
Der Sänger .....	46
Der Großvater .....	48
Der Großonkel .....	50
Mit ihm allein .....	52
Mit ihm allein .....	53
Der Mann in ihrer Phantasie .....	55
Der Vater .....	58
Der Vater .....	59
Der Vater .....	61
Mit ihm allein .....	65
Der Vater .....	67

Der Verlobte .....	69
Der Vater .....	73
Mit ihm allein .....	76
Die erste Liebe .....	77
Der Lehrer .....	80
Mit ihm allein .....	84
Die erste Liebe .....	87
Der Lehrer .....	91
Der Vater .....	93
Mit ihm allein .....	96
Der Abtreibungsarzt .....	98
Der Lehrer .....	102
Der Vater .....	104
Mit ihm allein .....	107
Der Vater .....	109
Mit ihm allein .....	112
Der Lehrer .....	113
Die Männer .....	117
Mit ihm allein .....	119
De Freund .....	121
Der Vater .....	123
Der Ehemann .....	124
Amal .....	127
Mit ihm allein .....	131
Der Ehemann .....	133
Der Ehemann .....	136
Der Schatten .....	138
Der Schriftsteller .....	139
Mit ihm allein .....	141
Mit ihm allein .....	143
Der Ehemann .....	147
Der Schauspieler .....	149
Der Unbekannte .....	152
Mit ihm allein .....	154

Der Geliebte .....	155
Der Geliebte .....	157
Mit ihm allein .....	159
Der Ehemann .....	162
Der Geliebte .....	166
Mit ihm allein .....	168
Der Verleger .....	171
Mit ihm allein .....	173
Die erste Liebe .....	174
Der Brieffreund .....	178
Der Bruder .....	180
Mit ihm allein .....	182
Jesus .....	184
Der Geliebte, der Ehemann .....	187
Der Sohn .....	190
Der Ehemann .....	192
Der Arzt .....	194
Der Großvater. Der Vater. Der Sohn .....	197
Mit ihm allein .....	199
Der Psychiater .....	201
Mit ihm allein .....	204
Der Ehemann .....	206
Der Passant .....	208
Der vergessene Mann .....	209
Mit ihm allein .....	211
Der Reisende .....	213
Der Ehemann .....	214
Das starke Geschlecht .....	218
Mit ihm allein .....	223
Der Schauspieler .....	224
Mit ihm allein .....	226
Der Besondere .....	229
Der Leser .....	231
Der Schüler .....	235

Die erste Liebe .....	237
Der Unbekannte .....	240
Mit ihm allein .....	242
Der Ehemann .....	244
Der Vater .....	246
Mit ihm allein .....	249
Der Vater .....	250
Der Ehemann .....	252
Mit ihm allein .....	255
André .....	256
Mit ihm allein .....	260
Der Verleger .....	262
Abel Weil .....	264
Der Adressat .....	266